



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Birgit Hasselbusch

Sommer in Villefranche

Roman

dtv

Von Birgit Hasselbusch
sind bei dtv außerdem erschienen:
Sechs Richtige und eine Falsche (21556)
Der Mann im Heuhaufen (26042)



Originalausgabe 2017
3. Auflage 2017
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Dorian 10,25/13,25
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26122-7

»Villefranche-sur-Mer –
die beste Zeit meines Lebens.«

*Jean Cocteau**

* »A mon cher Welcome, là où j'ai passé le meilleur de ma vie.« – »Für mein
liebes Welcome, da, wo ich die beste Zeit meines Lebens verbracht habe.«
(Jean Cocteau)

Zitat auf einem Bild von Cocteau in der Bar des Hotel Welcome in Ville-
franche-sur-Mer

1.

Er machte Nägel mit meinem Kopf. Nach weniger als einem Tag. Nicht, dass mich das prinzipiell gestört hätte. Aber so schnell? Wir kannten uns seit knapp zwölf Stunden, und schon wollte er, dass ich von Hamburg zu ihm nach Frankreich ziehe. Dabei wusste er noch nicht einmal, wie ich aussah. Geschweige denn andersherum. Wir siezten uns sogar noch.

»Chère Madame Insa ...«, so begann seine E-Mail an mich.

Er musste noch in der Nacht geantwortet haben. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet, als ich am Morgen auf meinem Smartphone die eingegangenen Nachrichten checkte. Außer den üblichen Verdächtigen wie »Insa, garantierter Erfolg bei Penisverlängerung«, »E.Harmony.com – Partnervermittlung auch in schwierigen Fällen« und der Nachricht von einem gewissen Lewis Baach, der als Rechtsanwalt offenbar den Nachlass eines verstorbenen Mannes in Afrika verwaltete, der mir eine siebenstellige Summe vermachen wollte, für die ich nur ein paar Vorabtransfers tätigen müsste, erwartete ich nichts Großartiges in meinem Mail-Postfach.

Aber ich hatte die Rechnung ohne Daniel Richez gemacht.

»Rufen Sie mich möglichst schnell an, denn ich glaube, Sie sind genau die Richtige«, las ich und bekam Schnappatmung.

»*Mon Dieu!*«, sagte ich lachend und nickte, obwohl außer mir niemand im Raum war. Wie auch? Ich war ja komplett allein gelassen worden, was unter Umständen der Grund dafür gewesen sein könnte, dass ich mich mitten in der Nacht mit Google angefreundet und eine Suche gestartet hatte. Nach

einem Job in Frankreich. Von mir aus wäre auch Timbuktu gegangen. Hauptsache, möglichst weit weg von diesem einen, der mir so den Tag vermiest hatte. Ach, was sage ich? Mein ganzes Leben hatte er verdorben. Vielleicht hätte ich über all das trotzdem noch mal eine Nacht schlafen sollen, aber so war noch vor dem Morgengrauen das Angebot da, nach Frankreich zu ziehen. Was mir am Abend zuvor als die einzig wahre Möglichkeit erschienen war, bereitete mir nun doch ein wenig Magengrummeln. Ich bekam Angst vor meiner eigenen Courage. Und vor allem holten mich alte Erinnerungen ein. An Villefranche. An ihn. An einen anderen Maler.

»*Cher Monsieur Richez*«, begann ich zu schreiben, nachdem ich auf »Antworten« geklickt hatte.

»*Je regrette de vous informer que ...*«, fuhr ich fort. Es tat mir leid, ihm mitteilen zu müssen, dass ich am Abend zuvor offenbar unter geistiger Umnachtung gelitten hatte. Ich würde mir die Sache noch mal ein bis zwei Jährchen durch den Kopf gehen lassen, formulierte ich weiter, und würde darum die Gardiennage-Stelle, also die Betreuung seines Hauses an der Côte d'Azur, vorerst nicht antreten können. Zudem entschuldigte ich mich für meine Übersprungshandlung und dafür, ihm so viel Mühe bereitet zu haben.

So eine schwachsinnige Idee, Insa Nicolaisen, wies ich mich zurecht. »Für spontane Entscheidungen hast du bisher doch immer eins auf den Deckel bekommen«, flüsterte mir meine innere, sehr kritische Stimme zu. »Also, lass es bleiben.«

So sehr konnte der andere Kerl mich gar nicht verletzt haben, dass ich in meiner Heimatstadt alles über Bord werfen und meinen Job kündigen würde, nur um ihm zu entkommen.

Gerade als ich die Absage-Mail an Monsieur Richez absenden wollte, klingelte mein Handy.

Der Name auf dem Display hatte drei Buchstaben. Drei zu viel für meinen Geschmack. Max.

»Ja!?!«, meldete ich mich so emotionslos wie möglich, während in mir ein Orkan tobte.

»Insa, Liebes. Die Vernissage ist super gelaufen. Wo warst du denn?!« Er klang so normal, als würde er mich fragen, ob wir noch Milch im Kühlschrank hätten. »Auf einmal warst du wohl weg.«

»Und das fällt dir jetzt auf?«, gab ich zurück. Okay, unbeteiligt klang anders. Ich war total außer mir. Und das zu Recht.

»Na ja, gestern war so viel zu tun!«, sagte er.

»Ganz genau. Bestimmt hattest du so viel damit zu tun, den anderen deine Frau vorzustellen.«

»Nein!«, entgegnete er tatsächlich, weil er die Schärfe in meiner Stimme offenbar ignorierte. »Die meisten kannten sie schon.«

Ich musste mich verhöhrt haben.

»Aha. Die kannten sie also schon?« Vorsicht, Insa. Nicht, dass sich deine Stimme wieder so überschlägt wie bei deinem allerersten Chorauftritt. Ich atmete tief durch und packte eine große Portion triefende Süffisanz in meinen Tonfall.

»Ach, ist das schön, Max. Dann war ich also die Einzige, die sie noch nicht kannte.«

Auch wenn es mir schwerfiel, ließ ich vor meinem inneren Auge die Bilder des gestrigen Abends wieder auftauchen. Für meinen Liebhaber Max, von und zu Künstler mit Anspruch, aber ohne größere Verkaufserfolge, hatte ich in meiner grenzenlosen Leidenschaft eine Ausstellung auf die Beine gestellt. Um ihm Geld in die Kasse zu spülen. Wieso hatte ich es eigentlich so mit Künstlern? Ob es an damals lag? Den Gedanken wischte ich schnell wieder beiseite. Von A wie Alkohol über E wie Einladungen, L wie Loft bis Z wie Zeichnungen hatte ich alles für Max geplant und durchgeführt. Für meinen Bohemien, der mir in seiner kleinen Galerie im Karolinenviertel zwar zeigte, dass er sich mit dem Anmischen von Farben

und dem Anmachen von Frauen bestens auskannte, in Sachen Organisation aber zwei linke Hände hatte.

Leider hatte ich die Rechnung ohne C wie Catarina gemacht. Das war seine Frau, die auf einmal im eleganten Abendkleid vor mir gestanden hatte, während ich noch in farbverklecksten Jeans rumgelaufen war, um die Schnittchen gut zu platzieren. Eine optimale Platzierungsfläche wäre Max' Gesicht gewesen.

»Aber ich hab sie dir doch vorgestellt! Was stört dich denn so?«

»Was mich stört?«, schleuderte ich ihm verletzt entgegen. »Dass du sie mir ein ganzes Jahr lang eben NICHT vorgestellt hast. Ich wusste überhaupt nicht, dass du verheiratet bist.«

Hatte ich bis vorhin noch einen winzigen Hoffnungsschimmer gehabt, Max könne nach dem gestrigen Desaster auf den Knien bei mir angekrochen kommen, mich um Vergebung anbetteln, die Scheidung auf Pergamentpapier einreichen und meinen nackten Körper in Öl abbilden oder mir wenigstens plausibel klarmachen, dass das alles nur ein ganz großes Missverständnis gewesen und die Frau gar nicht seine Frau, sondern seine Schwester, Schwippschwägerin, Grundschullehrerin oder Wurstfachthekenverkäuferin war, so starb diese Hoffnung just in dem Moment, als ich seine Antwort hörte.

»Du hast ja auch nie gefragt. Dachtest du, es sei was Ernstes zwischen dir und mir?«

Nicht gleich brüllen. Nicht das Handy würgen. Nicht den Schreibtisch malträtiert. Ganz die Ruhe selbst bleiben.

Natürlich hatte ich angenommen, dass es was Ernstes war. Immerhin hatte ich ihm auch von seinen Vorgängern erzählt. Und zwar alles, was es darüber zu wissen gab. Der Altersunterschied von gut fünfzehn Jahren zwischen Max und mir war mir egal gewesen. Max kratzte bereits an der Mitte-fünfzig-Grenze. Ich hatte mich Hals über Kopf in ihn verliebt, als ich vor dem Regen Schutz suchend in seine Galerie gestolpert

war, wo sich in einem Nebenzimmer Bett, Bad und Kochplatte befanden. Mehr brauchten wir gar nicht. Wir hatten über Kubismus, Impressionismus und Moderne Kunst gefachsimpelt. Auch wenn seine Werke eher nach einem Mix aus Nihilismus und Infantilismus aussahen. Aber das hatte ich dem sensiblen Künstler natürlich nie gesagt. Es war nicht wichtig. Ich hätte ihm auch ein Bild mit einem weißen Motiv auf weißem Grund abgekauft. So sehr war ich ihm verfallen. Ich hätte mir nichts Schöneres vorstellen können, als ein Leben zwischen Farbtuben, Pinseln und Leinwänden zu verbringen. Als Muse oder etwas ähnlich geheimnisvoll Klingendes. Inzwischen kam ich mir nur leider eher wie Terpentinersatz vor.

»Was Ernstes?«, gab ich zurück. »Pfff, nicht unbedingt. Aber ich finde schon, du hättest mir sagen können, dass ...«

»Nun reg dich doch nicht so auf, Süße!«, unterbrach er mich.

»Ich bin nicht deine Süße!«, schrie ich – mittlerweile hemmungslos.

»Warum bist du denn so hysterisch? Es war doch alles klasse zwischen uns. Was hast du dir denn nur gedacht?«

»Du trägst keinen Ehering!« Ich ging gar nicht auf seine unverschämte Zwischenbemerkung ein.

»Stört beim Malen«, merkte er ohne die Spur eines schlechten Gewissens an.

»Weißt du, was mich stört?«, schleuderte ich ihm durchs Telefon entgegen.

»Ich vermutlich. Richtig?« Er klang ironisch. Das war so typisch für ihn. Wir hatten oft zusammen gelacht, ich hatte ihm aber auch gesagt, dass es Momente gab, in denen man mit Ironie ungefähr so viel anfangen konnte wie mit Ostereiern zu Weihnachten.

»Punktlandung. Und weißt du, was ich jetzt mit dir mache?«, schob ich ihn verbal und mit einer gefährlichen Mischung aus Rage und Verwundbarkeit in Richtung meines

Abschlussplädoyers. »Etwas, was als Künstler und Maler eigentlich *deine* Spezialität ist. Ich streiche dich!«

»Ach so. Dabei wollte ich dich fragen, ob du vielleicht Lust hättest, noch so eine Vernissage für mich zu organisieren. Das wäre ...«

Was das wäre, hörte ich nicht mehr. Es interessierte mich auch nicht. Ich hatte dem Mann, der dreizehn Monate lang der Farbtupfer meines Lebens gewesen war, den Hahn abgedreht.

Wie etwas Hochansteckendes warf ich mein Handy weit weg von mir aufs Sofa. Ich versuchte, meine Atmung wieder zu beruhigen und mein hochrotes Gesicht einige Stufen herunterzudimmen. Ich musste mich und meinen rasenden Puls wieder unter Kontrolle bekommen. Von 100 auf 0 herunterbremsen sozusagen. Keine übereilten Entscheidungen jetzt. Ich hob den Kopf, streckte die Arme und tippte beherzt los, um kurz darauf folgende Mail auf den 1600 Kilometer langen Weg von Hamburg nach Villefranche an der Côte d'Azur zu schicken:

»Monsieur. Ich freue mich auf den Job bei Ihnen. Wann soll ich anfangen?«



Matthieu Dupont

2. August 2004 · Nizza, Frankreich

Salut, ma belle. Jean Cocteau soll mal gesagt haben:
»Die meisten leben in den Ruinen ihrer Gewohnheiten.«
Ich hätte dir daraus so gern ein ungewöhnliches Schloss
gebaut.



Gefällt mir



Komentieren



Teilen

2.

Ich roch den Braten schon eine Meile gegen den Wind. Meine Mutter hatte wieder Rouladen gemacht. In der Küche schnappte ich mir einen Schokokeks vom Teller, den meine Mutter auf ein Tablett gestellt hatte.

»Insa, doch nicht vor dem Essen! Komm, bring die Schüssel bitte rein.«

»Mama, ich mag keine Rouladen. Weißt du doch.«

»Früher hast du immer Rollläden dazu gesagt«, bemerkte meine Mutter schmunzelnd, ohne meinen Einwand zu beachten.

»Kann sein. Und Rollläden schmecken mir hundertpro besser als Rouladen.«

»Du immer!«

Ich ging ins Wohnzimmer und begrüßte meinen Vater mit einem Kuss auf die Stirn. Er saß in seinem Sessel und las den Sportteil der Zeitung. Meine Schwester Jana lächelte mir zu, stand aber nicht auf, weil sie ihre zweijährige Tochter Mia auf dem Schoß hatte.

»Ao, IA!«, rief diese fröhlich. IA war ich, Insa, weil sie es noch nicht so mit Konsonanten hatte.

»Wie nennt sie dich eigentlich, wenn sie nur Vokale kann?«, wollte ich von meiner sieben Jahre jüngeren Schwester Jana wissen.

»Sehr witzig!«, gab diese pikiert zurück. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte Jana die Bemerkung sehr lustig gefunden. Was war passiert? Ich sah, wie mein Vater hinter seiner Zeitung grinste, bis meine Mutter uns an den Esstisch scheuchte.

»Nimm dir ordentlich, Insa!«, forderte sie mich auf.

»Wie gesagt. Ich mag Rouladen ja nicht so gern«, antwortete ich zögerlich und nahm mir ein paar Kartoffeln und Bohnen.

»Papperlapapp. Du hast früher immer sehr gerne Rouladen gegessen.«

»Habe ich nicht. Hühnerfrikassee ist mein Lieblingsgericht. Eigentlich mag ich nur helles Fleisch. Weißt du doch. Du hast nur nie richtig zugehört.«

»Ich höre immer zu. Was sagst du dazu, Jana? Du liebst Rouladen. Stimmt's, Mäuschen?« Meine Schwester nickte, verdrehte aber die Augen.

»Überhaupt, es ist gar nicht gut, Vegetarier zu sein. Da fehlen dir Vitamine, Insa.«

Mein Vater stupste seine Frau an und gab ihr mit einem Zeichen zu verstehen, doch bitte das Thema zu wechseln.

»Ich bin überhaupt keine Vegetarierin. Ich esse nur gerne Geflügel. Das dunkle Fleisch ist nichts für mich. Und es stimmt nicht, dass einem Vegetarier Vitamine fehlen.«

»Siehst du!«, rief meine Mutter. »Doch Vegetarierin. Die Cousine von der Schwester meiner Gymnastiklehrerin, die, die immer diese viel zu jugendlichen Röcke für ihr Alter trägt, die hat große Probleme mit dem Herzen. Und die isst auch nur Gemüse.«

»Das hat doch überhaupt nichts miteinander zu tun. Sie hat doch einen Bypass gelegt bekommen, oder?«

»Kann sein. Sie ist aber genauso blass wie du. Und hat auch keinen Mann.«

»Evelyn, nun lass doch.« Mein Vater konnte sein Essen nicht richtig genießen, weil er seine Frau unter Kontrolle bekommen musste.

»Ich mein ja nur! Man kann doch nicht immer nur Grünzeug essen«, sagte sie und klang etwas beleidigt.

Kurz darauf sah sie ihren Mann an.

»Ich würde auch gerne mal deine Meinung hören.«

»Wozu?«, fragte mein Vater nach.

»Auch wieder wahr!«, sagte Mama. »Schmeckt's dir, Mia-chen?«

Papa schüttelte resigniert den Kopf, während sich Mama genüsslich und demonstrativ einen Bissen zum Mund führte und ihre Enkelin so aufforderte, ein wenig von dem Fleisch zu probieren.

»Ag nich!«, sagte Mia, rümpfte die Nase und mopste sich einen Keks vom Tablett.

»Macht ja nichts. Musst du ja nicht, Mäuselein. Und was gibt's sonst so bei euch?«

Es war anstrengend, nach Hause zu kommen. Mami forderte jedes Mal Resultate ein, zumindest kam es mir so vor. Wie ein Chef zum Monatsende positive Bilanzen sehen wollte, so hoffte unsere Mutter auf ansprechende Ergebnisse und Fakten. Am glücklichsten würde ich sie vermutlich damit machen können, wenn ich so etwas sagte wie: »Hab 'nen Mann gefunden, bin befördert worden oder schwanger und esse nur noch halbe Schweine.«

Nichts dergleichen aber stimmte. Am ehesten würde noch das mit dem Schwein klappen. Mir war klar, dass das, was ich mitzuteilen hatte, nicht in die Mama-Kategorie von guten Nachrichten passte.

»Ich ziehe wieder nach Frankreich!«

»Du fährst schon wieder in den Urlaub?« Meine Mutter war damit beschäftigt, ihrem Mann Soße nachzufüllen, und hörte nur mit einem Ohr hin.

»Nein, keine Ferien. Die sind übrigens ein Jahr her. Ich werde dort arbeiten. In Villefranche.«

»Da, wo du früher studiert hast?« Jana sah mich interessiert an. Nur allzu gut hatte sie vermutlich noch die Zeit vor sechzehn Jahren im Gedächtnis, als ihre große Schwester ins Ausland gegangen war und sie von da an viel mehr Platz für sich

und ihre Freundinnen hatte. Außerdem erinnerte sie sich bestimmt daran, welche schwerwiegende Vernunftentscheidung ich damals gefällt, was für einen Fehler ich gemacht hatte, als ich wieder nach Hamburg zurückgekehrt war und die Liebe meines Lebens zurückgelassen hatte. Womöglich konnte sie mir sogar an der Nasenspitze ablesen, dass ich gelegentlich immer noch an ihn dachte, auch wenn ich das vehement abstritt.

»Das war in Nizza. Ungefähr zwanzig Minuten entfernt. Ich mache eine Gardiennage in einem Haus. Also, der Besitzer hat sich gerade von seiner Frau getrennt und zieht in seine Zweitimmobilie.«

Papi kaute noch an der ersten Info, dass seine älteste Tochter Hamburg verlassen würde.

»Siehst du, Olaf. Ich habe doch gesagt, dass wir uns das Wochenendhaus an der Schley hätten kaufen sollen. Das wäre auch schön für Jana, Markus und Mia gewesen.«

»Wo ist Markus eigentlich?«, erkundigte ich mich bei meiner Schwester, die versuchte, ihrer Tochter die Schokofinger abzuwischen, wogegen Mia sich lautstark wehrte.

»Mami ist aber ganz traurig, wenn sie nicht deine kleinen Finger abwischen darf. Ganz traurig. Darf Mami?«

»Ö!« Was wohl so viel wie Nö bedeuten sollte.

»Ach, bitte, Schatz. Mami würde es ganz toll finden, wenn Mia ihre Fingerchen mal hochhält. So, und alle Finger zapeln.«

Mia riss sich von ihrer Mutter los, rannte zum Sessel meines Vaters und wischte ihre Hände dort ab.

»Schahatz. Das geht aber eigentlich nicht.« Die Stimme meiner Schwester klang in etwa so drohend wie eine Schnecke, die einen Elefanten beschimpfen wollte, dessen Fuß über ihr schwebte.

»Wenn du das noch mal machst, dann ...« Die Sätze meiner Schwester wurden nach dem »dann« nie beendet, weil sie

niemals in der Lage gewesen wäre, die »wenn, dann«-Konsequenz zu ziehen. Wenn sie früher damit gedroht hatte, mir eine zu verpassen, sollte ich ihre Barbiepuppe nicht sofort loslassen, dann hatte es wirklich geschallert. Als Kind war sie konsequenter gewesen.

»Jetzt reicht's!« Mein Vater stand auf, schnappte sich seine Enkelin und brachte sie unter lautem Gejaule ins Gästebad, wo er ihr Hände und Gesicht wusch.

»Alles okay?«, fragte Jana, als die beiden zurückkamen und Mia heulte.

»Ja, mit mir ist alles okay«, merkte unser Vater an. »Aber mich meintest du ja wahrscheinlich gar nicht.« Jana strich ihrer Tochter übers Haar und reichte ihr zu meinem Entsetzen zum Trost einen weiteren Schokokeks.

»Und, wo ist Markus?«, hakte ich nach.

»Bei der Arbeit!«

Ich hätte wetten können, dass er es sich im Einfamilienhaus in Hamburgs Westen gerade vor dem Fernseher gemütlich machte, während wir uns in Hummelsbüttel über Rouladen und Kekse in die Haare bekamen.

Gegen Markus war gar nichts einzuwenden. Er tat das einzig Richtige, und er hatte mir bei der Suche nach dem Loft für die Vernissage geholfen. Ach, daran wollte ich ja eigentlich gar nicht mehr denken. Ich wollte nur nach vorne schauen.

»Also, dieser Monsieur Richez ist dann nicht mehr in dem Haus«, griff ich den vernachlässigten und geradezu schändlich übergangenen Faden wieder auf.

»Wer? Und was für ein Haus?« Meine Mutter, die, die immer so gut zuhörte, wusste überhaupt nicht, um was es gerade ging.

»Mein Arbeitgeber in Frankreich. Der zieht woandershin, hat da andere Verpflichtungen. Und ich vermute, diese Verpflichtungen haben lange Beine und einen Schmollmund.«

Mein Vater entspannte sich sichtlich. Solche Geschichten gefielen ihm weitaus besser als zu blasse Gymnastikcousinen mit Bypässen.

»Und die Frau?« Jana war wieder bei der Sache.

»Die zieht bestimmt in die Drittimobilie!«, scherzte mein Vater. Ich zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Die ist aber nicht mehr da. Ich wohne in einem *annexe*, also so einem Nebenhäuschen auf dem Grundstück.«

»Du ziehst weg?« Meine Mutter klang entsetzt und vergaß, sich Kartoffeln nachzunehmen.

»Wie ich schon gesagt habe, ja genau. Ich soll das Haus an Urlauber vermieten.«

»Das kannst du doch gar nicht. Wieso du?«

»Weil ich so gut Französisch kann zum Beispiel. Und gut im Organisieren bin!«

Meine Mutter schnaubte abfällig auf. »Der hätte mal dein Zimmer sehen sollen! Du konntest früher nicht mal deinen Schreibtisch organisieren. Wisst ihr noch, wie lange wir nach dem Konfirmationskleid gesucht haben?«

»Das in Janas Schrank hing«, fügte ich an. Meine Mutter winkte ab.

Sie kramte gerne alte Geschichten aus, vernachlässigte dabei aber wesentliche Fakten. Meine Schwester hätte eingreifen können, saß jedoch eher apathisch auf ihrem Stuhl.

»Und was ist mit deinem Job hier?« Mein Vater war der Einzige, der die richtigen Fragen stellte, auch wenn er den »Job« mit einem J wie in Joghurt aussprach.

»Ich kündige!«

Endlich wachten die weiblichen Beteiligten am Tisch auf.

»Was machst du?« Meine Mutter wollte gerade die Schüsselfen mit Vanillepudding verteilen, hielt aber in der Bewegung inne.

»Mein Chef hatte mir versprochen, mich zu befördern.

Stattdessen hat Sybille den Zuschlag bekommen.« Ich arbeitete seit etlichen Jahren in einer Firma als Fremdsprachensekretärin und hatte von meinem Boss schon mehrfach die Zusage bekommen, bei der nächstbesten Gelegenheit eine Gehaltsstufe höher zu klettern. Was nicht geschehen war. Kommentarlos war ich übergangen worden.

»Könnte es sein, dass es daran liegt, weil du dich so viel um die Vernissage für diesen Künstler gekümmert hast?« Jana meinte es wahrscheinlich gar nicht böse, sie hatte über Markus ja mitbekommen, dass ich auf der Suche nach einem Loft gewesen war. Nur in diesem Moment wollte ich überhaupt nicht daran erinnert werden, dass ich viel zu viel Zeit in ein Projekt ohne Zukunftschancen investiert hatte.

»Was für ein Künstler?« War ja klar, dass meine Mutter hellhörig wurde.

»Ach nix. War so ein soziales Ding. Ehrenamtlich. Ist schon wieder vorbei!« Und zwar im doppelten Sinne.

»Was ist eigentlich mit dir und Thomas?« Mami löffelte ihren Vanillepudding, nachdem sie vorher penibelst darauf geachtet hatte, dass jeder die Ration bekam, die ihm zustand.

»Mit welchem Thomas?« In meinem Hirn war ein Fragezeichen. Hatten wir nicht gerade noch über meine Kündigung gesprochen?

»Dein Freund, mit dem du mal zusammen warst.«

»Ach so, Thomas!« Ich lachte. »Du meinst den aus der Schule? Vor fast zwanzig Jahren.«

»Macht doch nichts. Ihr habt so gut zusammengepasst.«

»Der hat bestimmt Frau und Kinder.«

»Siehst du!« Die Stimme meiner Mutter klang eine Spur zu anklagend. »Und er hat doch das Geschäft seines Vaters übernommen. Ich meine doch nur, weil du jetzt arbeitslos bist.«

»Mann, Mama, ich bin nicht arbeitslos. Ich habe einen Job in Frankreich!«

Meine Mutter rümpfte die Nase, so als verstoße ein Ar-